

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 81 (2001)

Rubrik: Unsere Veranstaltungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Veranstaltungen

Dr. Robert Kistler, Niederurnen

Louis August Winteler 1865 – 1954,
Arzt am Schwarzen Meer und in Glarus

Vortrag vom 11. März 2000 (523)

Auf Umwegen über das Schweizerische Literaturarchiv beim Bundesamt für Kultur in Bern, die Schweizer Botschaft in Riga, die Landesbibliothek Glarus und schliesslich die Redaktion der «Glarner Nachrichten» kamen wir im März 1998 in brieflichen Kontakt mit einem litauischen Arzt und Schriftsteller, Prof. Jokubas Skliutauskas in Vilnius. Er brachte uns auf die Fährte von Emil August Winteler, der, wie bereits im Jahrbuch Nr. 80 erwähnt, in dritter Generation in Litauen geboren, später zu den Begründern der Litauischen Universität und deren medizinischen Fakultät in Kaunas, der Hauptstadt Litauens zwischen den beiden Weltkriegen, wurde.

Wie Hans Thürer in seiner Geschichte der Gemeinde Mollis festhielt, war Käsemacher Johannes Winteler (1796 – 1841) via Dänemark – Schweden nach Schoden in Litauen ausgewandert, wo sich bereits einige Netstaler niedergelassen hatten. Die Einwanderer förderten die Milchviehzucht und die Milchverwertung Russlands erheblich. Dank ihrer Ehrlichkeit, Ordnungsliebe, Tatkraft und ihrem Fleiss wurden sie den Russen zu Vorbildern. Die meisten Käsemacher pachteten von einem russischen Grossgrundbesitzer eine Liegenschaft für 100 bis 200 Kühe. Der Gutsherr gab ihnen Wohnung und Unterhalt umsonst und stellte ferner leibeigene Knechte und Mägde. Unter der Anleitung der Schweizer stellten diese Butter, Käse und Schabziger her. Die besten Jahre für die Glarner waren von 1820 bis 1875. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft 1862 wurden die Arbeitskräfte teurer. Auch hatten die Berner und Freiburger inzwischen den Emmentalerkäse in Russland eingeführt, der bald den Schabziger verdrängte. Manche Russen, die eigene Molkereien gründeten, konnten die Milch billiger liefern als die Schweizer. Diese ergriffen deshalb neue Berufe. Die Söhne des Johannes Winteler, Johannes (1830 – 1882), Jakob (1835 – 1885) und Georg Niklaus (1832 – 1895), errichteten in Goldingen/Lettland, Zabeln/Lettland und Schoden/Litauen grosse Mühlen. Sie erneuerten 1875 ihr altes Tagwenrecht. Unter den nächsten Geschlechtern finden wir Kaufleute, Tuchfabrikanten, Ärzte und andere Akademiker.

Georg Niklaus Winteler, geboren 1832 in Kirrefer im Nordosten Estlands, verheiratete sich 1864 mit Amalia Julie geb. Hünert von Zabeln in Lettland (1841 – 1915) und betrieb seit 1870 im Nordwesten des heutigen Litauens in Schateiken, heute Sateikiai genannt, eine eigene grosse Mühle. Die Familie gehörte zum gehobenen Mittelstand und konnte daher ihren Söhnen eine ausgezeichnete Ausbildung ermöglichen. Von den sieben Söhnen, die zwischen 1865 und 1880 geboren wurden, wählten der älteste, Louis August, und der zweitjüngste, Emil August, den Arztberuf. Drei weitere, Arthur Wilhelm, Oskar Harry und Richard Martin, wurden Apotheker. Leo Wilhelm wurde Müllermeister und Mühlenbesitzer.

Während das wechselvolle Schicksal des Emil August Winteler schon im letzten Jahrbuch von Karin Marti-Weissenbach ausführlich behandelt wurde, soll an dieser Stelle vor allem dessen Bruder Louis August, ebenfalls Arzt, erwähnt werden. Nach Studien in Dorpat, heute Tartu, einer kleinen Universitätsstadt in Estland, in Berlin und Wien war Louis August vorerst in Litauen tätig. Mitte der 90er-Jahre des 19. Jahrhunderts kam er auf ein Angebot eines Cousins Wilhelm Winteler nach Nikolajew in der Ukraine, eine Hafenstadt am Schwarzen Meer. Hier heiratete er Eleonore Higley, eine

Engländerin, deren Familie bereits in dritter Generation in der Ukraine lebte, und wurde Vater zweier Töchter, Julie Angelica (1900–1952) sowie Victoria Clara (geb. 1910), die heute noch hochbetagt in Zürich lebt. In Nikolajew war Louis Winteler vorerst Fabrikarzt; 1912 eröffnete er dort eine eigene Praxis, die bis zum Ausbruch der Russischen Revolution gut lief. Als Erste verliess Julie, die ältere Tochter, zusammen mit dem in Nikolajew tätigen Schweizer Konsul und dessen Familie im Oktober 1919 ihren Geburtsort und zog auf Umwegen über Odessa, Konstantinopel, Bukarest, Triest und Mailand in die Schweiz. Anfang März 1920 kehrte auch Louis Winteler mit seiner Frau und der jüngeren Tochter Victoria in die Schweiz zurück; ihre Reise hatte über Odessa, Algier, Marseille nach Zürich geführt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Zürich übersiedelte die Familie nach Mollis, wo sie zuerst im «Schwert» logierte, bis sie eine Wohnung in einem alten Haus gefunden hatte. Es begann eine schwere Zeit, bis Louis Winteler gestattet wurde, in Glarus als Arzt zu praktizieren. Da er kein Schweizer Diplom vorweisen konnte, war es ihm vorerst nicht möglich, eine Praxis zu eröffnen. Kurz nach ihrer Ankunft in der Schweiz war nämlich an der Landsgemeinde im Mai 1920 die Ausübung einer freien Praxis, d.h. ohne Schweizer Arztdiplom, verboten worden. Ausnahmsweise wurde Louis Winteler trotzdem erlaubt, frei zu praktizieren, nicht aber Arbeit an einem Spital anzunehmen. Im Protokollbuch der Medizinischen Gesellschaft des Kantons Glarus 1922–1944 lesen wir auf der ersten Seite Folgendes zur Hauptversammlung vom 26. Januar 1922, gehalten unter dem Vorsitz von Dr. med. Friedrich Fritzsche: *Ferner wurde dann noch während des Nachtessens auf Antrag des Vorsitzenden Dr. Winteler in Glarus als Mitglied aufgenommen.*

Ein weiterer Eintrag im Protokoll handelt von einer Sitzung vom 9. Oktober 1930. Es heisst dort: *Im Anschluss daran hält Dr. L. Winteler einen Vortrag über Typhus exanthematicus und Recurrens in Südrussland. Der Vortrag erscheint in der Schweiz. Med. Wochenschrift.*

Dr. Louis Winteler wohnte mit seiner Familie in Glarus an der Burgstrasse 6, dort wo heute der Coop steht. Er war von 1921 bis 1939, bis zum Tod seiner Gattin, in Glarus als praktischer Arzt tätig. Anschliessend zog er zu seiner älteren Tochter Julie, die mit Arthur Meier, einem Ingenieur, verheiratet war und in Aarau lebte. Dr. Louis Winteler starb 1954 in Aarau im hohen Alter von 89 Jahren.

S. Peter-Kubli

Dres. phil. Gertrud und Paul Wyrsch-Ineichen, Schänis

Die Anfänge der Schweizerischen Bundesversammlung nach den Berichten der ersten Schwyzer National- und Ständeräte unter besonderer Berücksichtigung des Kantons Glarus

Vortrag vom 24. Oktober 2000 (524)

Seit 1848 ist die Schweiz ein Bundesstaat mit einer liberalen Verfassung. Aber auch nach dem Ende der Freischarenzüge und des Sonderbundskrieges waren die Differenzen innerhalb der Eidgenossenschaft noch deutlich zu spüren. Letztlich war der Bundesstaat eine Idee der siegreichen liberalen, meist reformierten Orte, der sich die unterlegenen Sonderbundskantone unterordnen mussten.

Die Verlierer hatten aber genauso das Recht und die Pflicht, Abgeordnete in die neue Bundesversammlung zu entsenden und am neuen Staat mitzuwirken wie die liberalen Sieger. Der Einfluss der Innerschweizer, Freiburger und Walliser Parlamentarier war aber relativ gering, und die Anfeindungen gegen sie waren auch nach dem Krieg immer noch sehr deutlich zu spüren.

Die Briefe der ersten Schwyzer Parlamentarier, die diese von 1848 bis 1851 ihrem Landammann Nazar von Reding schrieben, illustrieren die aussergewöhnliche Situa-

tion dieser vier Männer in der Höhle des «liberalen Löwen» und das Ringen um den jungen Staat in besonderer Weise.

In den 1820er- und 1830er-Jahren erholte sich der Kanton Glarus von den Jahren des Krieges und des Hungers. Die sich rasch entwickelnde Industrie hatte daran ihren entscheidenden Anteil. Auf politischer Ebene gab sich unser Kanton 1836 eine neue Verfassung. Glarus wurde eine liberale Demokratie. Wie auf gesamteidgenössischer Ebene gab es auch im Glarnerland eine katholische Minderheit, die sich einer Reform des frühneuzeitlichen Staatswesens widersetzt. Schliesslich hatte die Alte Eidgenossenschaft das paritätische System entwickelt: Wo Katholiken und Reformierte zusammenlebten, durften sie die Kirchen zu gleichen Teilen nutzen, unabhängig von ihrer Zahlenstärke. In Glarus stand den Katholiken, knapp einem Viertel der Bevölkerung, zudem eine eigene Landsgemeinde und ein Drittel der Behörden zu. Mit dieser privilegierten Situation war es 1836 vorbei. Die neue Verfassung markierte das Versinken der katholischen Minorität in politischer Bedeutungslosigkeit.

Das offizielle Glarus unterstützte die Klosteraufhebung im Aargau, die Ausweisung der Jesuiten, die Revision des Bundesvertrages und nahm auf Seiten der Bundesstruppen am Sonderbundskrieg teil. Der Landrat war nicht in allen Punkten mit den übrigen liberalen Orten einig, zum Beispiel lehnte er das Zweikammersystem ab. Die Landsgemeinde stimmte am 13. August 1848 aber für die neue Bundesverfassung, mit 4000 gegen eine Stimme. Die Glarner entsandten Landammann Kaspar Jenny in den Nationalrat und Johann Jakob Blumer und Heinrich Trümpy in den Ständerat.

Ganz anders sah es für den Kanton Schwyz aus. Erst die Niederlage von 1848 ebnete auch fortschrittlichen Kräften den Weg in die Regierung, die das Ancien Régime auch in Schwyz langsam beendeten. Dennoch lehnte die neue Regierung unter Nazar von Reding das Zweikammersystem, die Niederlassungsfreiheit oder eidgenössische Schulen ab. Am 27. August lehnten die Schwyzer Stimmbürger auch die neue Verfassung ab. Die liberalen Sieger ignorierten diesen Entscheid. Am 12. September entstand durch die Annahme der neuen Verfassung ein schweizerischer Bundesstaat, mit Schwyz als Teil davon. Vertreten wurde der Kanton in Bern durch die Ständeräte Karl von Schorno, einem reichen Aristokraten, und Kaspar Leonz Krieg, einem politischen Neuling. Im Nationalrat sass der Liberale Karl Schuler und der Konservative Johann Anton Steinegger. Auffallend ist das jugendliche Alter all dieser Männer: Steinegger war 37, Schorno 35 Jahre jung. Schuler war 31-jährig und Krieg mit 28 Jahren der Jüngste. Als die vier Schwyzer in Bern eintrafen, war alles noch in der Schwebew. Die Haltung des Auslands, vor allem Österreichs, war völlig offen, die Freiburger Radikalen regierten unter dem Schutz der Bundesstruppen, und die Schweiz hatte noch nicht mal eine Hauptstadt. Die Wahlen in Uri, Ob-, Nidwalden, Freiburg, im Jura und andernorts waren gefälscht, durch Terror manipuliert worden oder wurden sonstwie beanstandet. Die Sonderbundskantone ächzten unter den Kosten des Krieges und litten unter der oft demütigenden Haltung der Sieger.

Der erste Vorsitzende der Versammlung wurde der Zürcher Bürgermeister Jonas Furrer, der *eine sehr versöhnende kurze Anrede* hielt, wie Schorno meinte. Am Abend gab es ein rauschendes Fest, an dem der Champagner sich offenbar als guter Diplomat entpuppte. Der folgende Tag war dementsprechend ein Ruhetag. Die eigentliche Debatte erschien Schorno dagegen wie eine *Satyre*. Schliesslich wurden die beanstandeten Wahlen für ungültig erklärt. Die Schwyzer wollten nicht den Eindruck erwecken, sie stünden unerschütterlich auf der Seite ihrer ehemaligen Verbündeten und enthielten sich der Stimme. Schorno schrieb Reding dazu: *Wir geben ganz einig mit Ihnen, dass wir nur durch Stillschweigen unsren Gegnern den Sonderbundsfaden entreissen und auf diese Weise uns in eine Stellung durcharbeiten, in der wir an die gemässigte Partei uns anschliessen können.*

Nach der Wahl des ersten Bundesrates stand die Hauptstadtfrage im Zentrum des Interesses. Die Innerschweizer, mit der Zeit auch die Luzerner, waren für das liberale Zürich, in Bern sahen sie eine Hochburg der Radikalen. Alfred Escher geisselte die

radikale Freiburger Regierung, nicht zu Unrecht, als undemokatisch und forderte ein Eingreifen des Bundes. Das Parlament betrachtete aber die Wahlen mehrheitlich als innerkantonale Angelegenheit. Die Niederlage des Zürchers schadete seiner Stadt im Kampf um die Hauptstadtürde, Bern wurde Bundeshauptstadt. Auch die Glarner stimmten nicht nur nach geographischen Kriterien. Der radikale Landammann war für Bern, die beiden Ständeräte stimmten für Zürich.

Immer wieder beschäftigte die vier Schwyzer die Frage der Kriegskosten. Freiburg bat um *Nachlass*, während Luzern nicht daran dachte, solches zu verlangen, *aus Furcht sich lächerlich zu machen*, wie Nationalrat Schuler an Reding schrieb. Tatsächlich konnten die Verliererkantone sich nicht durchsetzen. Erst in den 1850er-Jahren wurde ihnen auf Druck der Öffentlichkeit ein Teil der Schuld erlassen. Die Bundesversammlung hat sich aber nie für einen Nachlass ausgesprochen.

Im Sommer 1849 flüchteten etwa 9000 Deutsche in die Schweiz. Es handelte sich dabei um badische Liberale, die nach der gescheiterten Revolution in ihrer Heimat vor den preussischen Truppen in die Schweiz flüchteten. Die Anführer wurden ausgewiesen, was die Radikalen vehement verurteilten, der Grossteil der Flüchtlinge erhielt aber Asyl. Die Schweiz bot sogar Truppen auf, schliesslich stand eine preussische Armee an der Grenze. Auch etwa hundert Schwyzer rückten anstandslos ein und wurden in der Nordostschweiz jubelnd begrüßt.

Der Kanton Schwyz weigerte sich, 150 Asylanten aufzunehmen und musste dazu gezwungen werden. Die Abneigung der Konservativen gegenüber den badischen «Freischärtern» lag in der Vorgeschichte des Sonderbundskrieges begründet. Dennoch erhoffte man sich von diesen «gesamtschweizerischen» Erfahrungen einen Impuls für einen Nachlass der Schwyzer Kriegsschulden. Wenn der Bund mit fremden Flüchtlingen so grosszügig verfuhr, musste er doch erst recht mit den eigenen Leuten Erbarmen haben. Statt Kaspar Krieg entsandte der Schwyzer Kantonsrat den bekannten Regierungsrat Franz Anton Oethiker in den Ständerat, um seine Forderungen anzumelden.

Oethiker musste aber feststellen, dass die Radikalen sich in der Ablehnung schwyzerischer Forderungen einig waren. Ihr Antrag *wurde im Ständerat mit verächtlichem Achselzucken und im Nationalrat mit spöttendem Gelächter angehört!* Über die Flüchtlinge meinte er: *Für diese undankbaren Schmarotzer hat man hundert Tausende wegzuwerfen, und die eigenen Bundesbrüder presst man, bis sie nicht mehr existieren können!*

Gertrud Wyrsch stellte zum Schluss die Frage, warum die Schweizer nach der Verwirklichung eines demokratischen und föderalistischen Staates nicht zu einem glücklichen Volk von einig Brüdern geworden seien.

Die einseitige Zuteilung der Kriegskosten teilte die Kantone in zwei Lager, was im Widerspruch zur neuen Staatsidee stand. Dass der Bund Willkür, Preszensur und Wahlterror in Kantonen wie Luzern, Tessin, Zug, Freiburg oder Wallis zuließ, führte dazu, dass die Bürger zum Teil wieder ihre alten, konservativen Regierungen an die Macht brachten. In den Augen des Bundes schloss eine Rückkehr dieser «Landesverräter» an die Macht einen Schuldenerlass nun völlig aus.

Vom Bundesstaat erhofften sich viele Bürger auch Schutz vor der eigenen kantonalen Regierung. Wenn auch die Truppen Dufours das Ancien Régime in den Sonderbundskantonen mehr oder weniger vom Sockel hoben, so tat der Bund nach dem Krieg doch nichts, um die Bürger vor den «Revolutionen von oben» der Radikalen zu schützen.

Das Leiden grosser Bevölkerungsteile im und am Bundesstaat von 1848 ist gut erforscht, aber wenig bekannt und vielfach verdrängt. Häufig betrachten wir das Werk von 1848 als gelungenen Kompromiss. Die kompromisslose und unversöhnliche Haltung der Stärkeren gegenüber den Schwächeren ist aber genauso ein Teil der Geschichte der modernen Schweiz oder, um es mit Oethikers Worten zu sagen: *Da irren sie sich sehr, wenn Sie meinen, dass das Wort eines Dufour von Bedeutung und Gewicht sey. Da gilt nur eine vollblutradikale Ansicht und Race.*

Rolf Kamm

Prof. Dr. Kurt Spillmann, Uni und ETH Zürich

Konflikte und Krisen von heute und morgen: ein Überblick

Vortrag vom 21. November 2000 (525)

Professor Spillmann ist Historiker, Dozent an der ETH und der Universität Zürich und Leiter der Forschungsstelle für Sicherheitspolitik und Konfliktanalyse. Eines seiner Fachgebiete ist die Geschichte Nordamerikas, wo er auch lange Zeit studierte und lehrte. Gerade darum komme er gerne ins Glarnerland, meinte der Referent einleitend, gebe es doch interessante Verbindungen zwischen Amerika und Glarus. Der spätere Präsident der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson, beispielsweise erwähnte die Glarner Landsgemeinde in einem seiner Bücher. Spillmann selber doktorierte mit einer Arbeit über Ulrich Zwingli, der zehn Jahre in diesem *herrlichen, wohlgebauten, stattlichen Flecken* predigte.

Krisenvoraussage: Exakte Voraussagen über künftige Konflikte sind nicht möglich. Als verantwortungsbewusste Staatsbürger möchten wir uns aber «krisengerecht» verhalten und auf künftige Krisen richtig reagieren. Die drei «K» – Krisen, Konflikte und Kriege – sind durch zu viele Faktoren bestimmt, als dass wir sie mit jeder Sicherheit vorhersagen könnten. Wir können uns, wollen wir dies dennoch tun, auf unsere Intuition oder auf Wissenschaftler berufen, die vorgeben, es besser zu wissen.

Man kann versuchen, Parameter im politischen und sozialen Bereich zu suchen, wie die Sturmwarnungszentren die kritischen Parameter der Wetterentwicklung messen und ihre Entwicklung verfolgen, um Taifune und Hurrikane vorauszusagen.

Der Vergleich zwischen Krisen und Stürmen drängt sich auf. Prognosen stützen sich in beiden Fällen auf eine ungeheure Zahl einzelner Faktoren. In beiden Fällen kann ein kleines Ereignis grosse Wirkung haben. Man nennt dies den Schmetterlings-Effekt. Überspitzt formuliert kann der Flügelschlag eines Schmetterlings in Australien einen Taifun in Japan auslösen. Es erstaunt deshalb auch nicht, dass die moderne Wettervorhersage, das mathematische Erfassen von Kriegsursachen und die Chaostheorie auf den gleichen Ursprung zurückgehen.

Der britische Physiker Lewis Fry Richardson schrieb 1922 ein Buch, in dem er erstmals naturwissenschaftlich unanfechtbare Berechnungsmethoden beschrieb, die, mindestens theoretisch, eine recht genaue Wettervorhersage ermöglichten.

Bereits 1919 veröffentlichte er sein Buch «Mathematical Psychology of War», in dem er, unter dem Eindruck der Katastrophe des Ersten Weltkriegs, auch den Krieg mathematisch zu fassen und vorauszusagen versuchte. In beiden Bereichen hatte Richardson kurzfristig keinen Erfolg. Eine Wettervorhersage für die nächsten 24 Stunden dauerte mit den damaligen Instrumenten drei Monate, brachte also keinen praktischen Nutzen.

Aber ausgerechnet der Krieg brachte eine Änderung. Im Zweiten Weltkrieg brauchte man genaue Wetterprognosen. Neue Instrumente ermöglichen nun die Anwendung von Richardsons Berechnungsmethoden. Die Berechnung des Unberechenbaren hatte die ersten Computer und die Grundlagen der Chaostheorie geliefert.

Rezepte gegen den Krieg: Kriege hingegen lassen sich auch mit den neuesten Technologien nicht berechnen. Das Problem ist das System Mensch, das nicht rationell handelt. Und trotz Sigmund Freuds Vorstöße ins Unterbewusste sind wir von klaren Erkenntnissen oder gar Berechnungen weit entfernt.

Man konnte, wie man das seit 1945 systematisch tut, Kriege zählen, klassifizieren und etikettieren, nicht aber voraussagen. Aus der Geschichte lassen sich auch nur schwer Rezepte ableiten, wie man sich richtig zu verhalten hat. Die Dominotheorie der Vereinigten Staaten, die zum Kampf gegen den Kommunismus in Vietnam führte, basierte auf den Erfahrungen mit der gescheiterten Appeasement-Politik gegenüber dem Nationalsozialismus. Amerika musste aber erfahren, dass das Asien der 60er-Jahre nicht

mit dem Europa der 30er-Jahre zu vergleichen war. Genauso wenig war der Zusammenbruch des Kommunismus im Jahr 1989 vorauszusehen.

Einer gewissen Zustimmung in breiten Kreisen erfreut sich einzig Immanuel Kants Aussage von 1794, dass die Demokratie die Bereitschaft hemme, gegen eine andere Demokratie in den Krieg zu ziehen. Tatsächlich hat noch nie ein demokratischer Staat einen anderen angegriffen. Daraus eine generelle Abneigung dieser Staaten gegenüber Kriegen abzuleiten wäre aber falsch. Kein Land hat seit dem Zweiten Weltkrieg so viele Kriege geführt wie Grossbritannien, das Land mit der ältesten parlamentarischen Tradition.

Kriege heute: Es gibt unbestrittenen Faktoren, die sich kriegshemmend oder -begünstigend auswirken. Wenn man daraus auch keine Kausalität ableiten kann, so erhalten wir doch Hinweise darauf, wie sich Krisen erkennen und vielleicht sogar verhindern lassen.

Auf die konkreten Konflikte von heute bezogen, stellen sich uns drei Fragen: In welchen *Regionen* kumulieren politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Instabilität am meisten? Welche *Gruppen von Menschen* sind davon am meisten betroffen und sind am weitesten von einer stabilen Gesellschaft entfernt? Und welche *Tendenzen* lassen sich schliesslich beobachten, die Hinweise auf die Wahrscheinlichkeit von Kriegen hinweisen?

Die meisten Kriege finden in Afrika und Asien statt, während Westeuropa, Nordamerika und Australien völlig frei sind von kriegerischen Auseinandersetzungen. Afrika ist die von Gewalt am meisten gebeutelte Region, gefolgt von Asien, wo die Konflikte insbesondere im auseinander brechenden Indonesien dramatisch zugenommen haben.

Auffällig ist der anhaltende Friede in Europa, wenn man vom Balkan absieht, und die positive Entwicklung in den 90er-Jahren in Südamerika. Hier könnte sich allerdings vor allem die Lage in Peru noch verschärfen, während Kolumbien weiterhin dicht am Rande des Abgrunds steht.

Es sind in diesen Weltregionen vor allem unterentwickelte, arme Gebiete, die Schauspielplätze von Kriegen sind. Paradoxerweise geben die ärmsten Länder häufig auch prozentual am meisten Geld für die Rüstung aus. Ein Drittel aller Staaten mit Gewaltkonflikten gehören zu den ärmsten Ländern, aber gleichzeitig zu denjenigen mit den höchsten Militärausgaben. In keinem dieser Länder gibt es eine funktionierende Demokratie.

Über die Hälfte der heute geführten Kriege sind innergesellschaftliche Kriege, bei denen es um die Macht im Staat (z.B. Somalia, Sierra Leone) oder Sezession (z.B. Tschetschenien, z.T. Indonesien) geht. Vor allem die ethnischen Konflikte werfen Fragen über den Einfluss von Nähe und Distanz auf. Die Vorstellung, dass jeder, der nicht unmittelbar dazugehört, jeder Fremde, ein Feind ist, ist älter als die Vorstellung der antiken Stoiker über eine allumfassende Menschheit. Nur zu oft entscheidet auch heute noch das Stammesdenken über Krieg und Frieden. Nicht die Solidarität mit der Menschheit, sondern die Solidarität mit der Gruppe ist bestimmend. Aber auch Vielvölkerstaaten sind nicht unausweichlich zu Krieg und Untergang verdammt. Die Schweiz ist hierfür ein geradezu leuchtendes Beispiel.

Hass ist älter als Liebe. Abgrenzung ist die einfachere Überlebensstrategie als Kooperation. Aber angesichts der wachsenden Zahl von Menschen und der begrenzten Ressourcen des «Raumschiffs Erde» bleibt uns keine andere Wahl. Wir sind aufgefordert zur Kooperation in Familie, Gemeinde, Nation, Region und auf der ganzen Welt.

Die Welt dürfe nicht den «Wahrheitsfanatikern», die es in allen Religionen und Kulturen gebe, überlassen werden, meinte der Referent, angesprochen auf die neue Gewaltorgie in Palästina. Nicht in der einen, unumstösslichen Wahrheit, sondern in Kompromiss und Kooperation liege unsere Zukunft.

Rolf Kamm

Neue Glarner Nachrichten: Werkstatt Geschichte in Glarus

Vortrag vom 9. Januar 2001 (526)

Voraussichtlich im Frühjahr 2004 wird der Kanton Glarus ein neues, recht umfassendes Werk zu seiner Geschichte bekommen. Dem Kredit von 1,4 Millionen Franken hatte der Landrat mit einer Stimme Mehrheit zugestimmt. Seither hat sich der Historiker Dr. Christoph Brunner als Leiter des Projektes an die Arbeit gemacht.

Im ersten Teil seines Referats legte er die Vorgeschichte und das Konzept des Buches vor. Für den zweiten Teil versprach er konkrete Einblicke in seine derzeitige Forschungstätigkeit.

«Geschichte in der Region» statt «Geschichte der Region»: Die neue Publikation soll, nach dem Willen der Auftraggeber, auch neue Erkenntnisse bringen, nicht einfach überlieferte Ansichten weitertragen. Es sollen Schwerpunkte gesetzt werden, und dennoch sollte möglichst vieles vorkommen. Das Zielpublikum werden interessierte Laien und Lehrkräfte sein, dementsprechend sollte das Buch flüssig, erzählend und verständlich geschrieben sein. Im Zentrum sollen die Gemeinden stehen. Denn ein Dorf bildet auch in vorstaatlicher Zeit eine gewisse Einheit, wohingegen ein Kanton ein Kunstgebilde ist. Das Projekt «Landesgeschichte Glarus» wird auf Wunsch Brunners durch Prof. Roger Sabloniers Institut wissenschaftlich betreut.

Der Begriff «Landesgeschichte» weist eigentlich in eine falsche Richtung. Das neue Werk wird von der Form her nur schwer mit Wintelers zwei Bänden zu vergleichen sein. Es wird sich aus landesgeschichtlichen Skizzen zusammensetzen, wird, ähnlich einem Museum, verschiedene neue «Exponate» zeigen, neu beschriftet und neu arrangiert. Als Vorbild für das Konzept, nicht das Layout (!), dient denn auch eine Zeitung, die vielschichtiger ist als ein Buch, das sich von Kapitel zu Kapitel vorarbeitet. Nur am Anfang wird ein chronologischer zwanzigseitiger Überblick über die Glarner Geschichte stehen.

Die «Zeitung» soll aus fünf «Bünden» bestehen, die alle unter einem Themenkreis stehen. Das heißt auch, dass man sich nicht von den «Anfängen» bis in die Gegenwart chronologisch durchliest. Die Bünde heißen etwa: «siedeln, bauen», «denken, bewegen» oder «ordnen, schützen». Jeder Bund hat einen «Leittext». Zwischen die Bünde sind «Feuilleton» und Beilagen sowie eine kritische Bibliographie eingestreut. Am Schluss findet sich ein Register und Verzeichnisse, zum Beispiel der kantonalen Amtsträger, das Quellenverzeichnis und die Belege. Fussnoten wird es keine geben, dagegen viele Abbildungen.

Das Buch wird etwa 400 Seiten stark, mindestens 200 davon entfallen auf den narrativen Hauptteil in den Bünden. Ergänzt wird es, wie das Bündner Handbuch, durch eine CD-ROM.

Was kommt in das Buch? Möglichst viel, und aus möglichst vielen verschiedenen Gemeinden, sozialen Schichten, Berufen, Epochen und beiden Geschlechtern. Die erzählte Geschichte endet etwa 1950, die Verzeichnisse gehen dagegen bis in unsere Zeit.

Vorrang hat die erlebte Geschichte in der Region. Brunner illustrierte dies an zwei Beispielen: Wichtig sei nicht die politische und diplomatische Tätigkeit Joachim Heers in Bern und Berlin, sondern der Umgang, den er mit seinen Nächsten daheim in Glarus pflegte. An Gilg Tschudi interessiere nicht seine Schweizer Chronik, sondern viel mehr die Tatsache, dass er den Bayern Glarner Kühe zu verkaufen versuchte.

Neue Sicht auf das 16. Jahrhundert: Im zweiten Teil des Referats präsentierte Christoph Brunner drei «Schaustücke» aus seiner bisherigen Arbeit. Das erste war eine Art Datenreihe von etwa 1550. Ein anonymer Schreiber notierte die, aus seiner Sicht, wichtigsten Ereignisse der Glarner Geschichte. Auf die Reformation nimmt er dabei mit keinem

Wort Bezug, obwohl wir doch heute das 16. Jahrhundert häufig als «Epoche der Glaubensspaltung» bezeichnen.

Die Darstellung eines Katholiken um 1606 zeigt zwei Bannerträger. Der eine, der katholische, ist alt und bescheiden gekleidet, sein Banner zeigt Fridolin als Mönch. Hinter ihm steht ein Storch, der die Liebe der Kinder zu ihren Eltern symbolisiert. Der reformierte Bannerträger trägt ein modischeres Gewand, sein Fridolin steckt in kurzen Hosen und liest aus einem Buch. Im Text wird er «Doctor Fritz» genannt. Der Reformierte symbolisiert unzweideutig das Neue, auf seinem Arm jedoch sitzt ein Papagei, der das sinnlose Nachplappern fremder Ideen verkörpert. Dem Künstler ging es, das geht aus dem Text hervor, vor allem um den Zusammenhalt in der Eidgenossenschaft.

Das dritte Schauspiel war der «Spitalrodel» des Gilg Tschudi. Dieser brauchte Geld für den Bau seines Armenwohnhauses, das man damals Spital nannte. Der Rodel ist eine Liste der Spender. 1982 kam er nach über 200 Jahren wieder zum Vorschein und wird jetzt zum ersten Mal eingehend untersucht. Auch eine Spenderin, Barbara Schuler, ist mit 80 Gulden in diesem Rodel genannt. Über diesen beträchtlichen Betrag entbrannte später ein Streit, wie den Gerichts- und Ratsprotokollen zu entnehmen ist, der vor allem zwei Dinge zeigt: Die Spenden im Rodel waren nur Zusagen, keine festen Einkünfte; ob Tschudi die aufgeführten Beträge tatsächlich erhielt, wissen wir nicht. Zudem geht aus dem Gerichtsstreit hervor, dass Barbara Schuler schreiben konnte, bemerkenswert für eine Frau im 16. Jahrhundert.

Zwei Handwerker liessen ihre Spende gleich durch einen ihrer Auftraggeber bezahlen. Das heisst, sie versprachen eine Spende, denn es ist anzunehmen, dass sie sich Arbeit am neuen Spital erhofften und das Geld noch zurückhielten. Tatsächlich tauchen sie unter den Handwerkern auf, die am Bau des Spitals beteiligt waren. Ein Balthasar Heer war Spender, bezahlte Arbeiter des Spitalbaus und trat als Zeuge auf. Er war der Zahlmeister Tschudis und genoss dessen Respekt. Erstaunlich ist, dass Heer reformiert war. Auch in diesem Fall war die so genannte «Glaubensspaltung» weniger wichtig als die gemeinsame Sache; der Bau des Spitals.

Der Spitalrodel ist ein besonderer Leckerbissen. Aber es bleibt zu hoffen, und man kann da sehr zuversichtlich sein, dass noch viele solcher neuer Glarner «Nachrichten» ans Tageslicht gelangen. Auf jeden Fall dürfen wir auf das neue Werk gespannt sein.

Rolf Kamm

Prof. Dr. Ernst Tremp, Stiftsbibliothekar St. Gallen

Kirchliches und religiöses Leben im Glarnerland des Mittelalters

Vortrag vom 20. Februar 2001 (527)

An dieser Stelle wird auf den Bericht über diesen Anlass verzichtet, da der Vortrag im Wortlaut in das nächste Jahrbuch aufgenommen wird.

Exkursion 2000

Am Pfingstsonntag lud der Historische Verein des Kantons Glarus zum alljährlichen Jahresausflug ein. Viele Mitglieder und Interessierte folgten der Einladung; der Car des Autobetriebs Sernftal war bis auf den letzten Platz gefüllt.

Schloss Heidegg: Die Reise führte an die Ufer des Baldeggsees nordöstlich Luzerns. Bei Gelfingen steht seit dem 12. Jahrhundert die Burg derer von Heidegg. Die Burg

wurde in der Neuzeit mehrmals umgebaut und präsentiert sich heute als schmucker Landsitz, der bis 1950 von Abkömmlingen vornehmer Luzerner Geschlechter bewohnt wurde. Seither gehört das Schloss der Stadt Luzern und ist ein Museum über die Region. Das grosse Lehenshaus wird dagegen vom Konservator und seiner Familie bewohnt.

1185 wird zum ersten Mal ein Heinrich von Heidegg erwähnt. Die Familie stand wohl im Dienste der Lenzburger, bis diese ausstarben und von den Habsburgern beebt wurden. Zwischen 1180 und 1240 entstanden um den Baldeggsee viele Herrschaften kleinerer Landadliger und auch zweier Ritterorden, wie Baldegg, Kleinwangen oder Oberrheinach. Eschenbach ging aus einer Freiherrenschafft derselben Zeit hervor. Die Restauration nach 1950 ergab, dass es sich beim heute bestehenden Turm um den Palas, nicht den Bergfried der ursprünglichen Burg gehandelt haben muss. Die Herrschaft besass grossen Waldbesitz, Fischereirechte und Weinreben, das früheste Beispiel von Weinbau in der Innerschweiz.

Gottfried von Heidegg fiel am Morgarten. Im Sempacherkrieg blieb die Burg als einzige in der Umgebung aber verschont, weil der Burgherr Bürger Luzerns war, und wohl weniger, weil die eidgenössischen Horden die Burg im Nebel nicht fanden, wie die Legende behauptet. Seit den Kriegszügen der Luzerner ins Aargau 1415 war die Burg den Innern Orten ein «offen hus», die Heidegger wurden die Lehensleute der Eidgenossen.

Ende des 15. Jahrhunderts verlor die Burg an Bedeutung, dennoch kann auch aus dieser Zeit eine rege Bautätigkeit nachgewiesen werden. Wahrscheinlich baute das Luzerner Patriziat die Burg zur geschützbewehrten Festung aus, weil die Reformation neue Gefahren mit sich brachte. Mit dem Kappeler Friede wurde die Festung zum Lustschloss reicher Patrizier. Das Anbringen von Erkern scheiterte aber an den sturmartigen Winden. Eine Wendeltreppe wurde hinzugefügt, einige Öffnungen zugemauert. Um 1700 kam das Schloss an den Stand Luzern. Die Familie der Pfyffer von Heidegg war in Geldnot und verkaufte den Besitz.

Konnten sich die führenden Familien Luzerns nach den Kappeler Kriegen ein Lustschloss leisten, so war Luzern nach dem Fiasko des Sonderbundskrieges gezwungen, Heidegg zu verkaufen. Schliesslich kaufte es 1875 Ludwig Pfyffer von Heidegg, womit es wieder im Besitz derselben Familie war, die es 1700 dem Kanton verkauft hatte.

Die Frau Pfyffers entstammte der Aristokratie des Alten Südens Amerikas. Ihr Vater war während des amerikanischen Bürgerkriegs Gesandter der Konföderierten Staaten in Paris gewesen. Seit dem Aussterben der Familie 1953 erinnern nur noch zwei mächtige Sequoia-Bäume an die Belle Epoque auf Schloss Heidegg: Ludwig Pfyffer liess sie bei der Geburt seiner beiden Töchter pflanzen.

Kloster St. Urban: Gegen Mittag fuhr die Reisegesellschaft nach St. Urban im «Dreiländereck» von Luzern, Bern und Aargau, wo man zu Mittag ass, um sich für die Besichtigung des Klosters zu stärken.

Das Zisterzienserkloster liegt an früher bedeutenden Nord-Süd- und Ost-West-Achsen, es liegt relativ nahe bei Bern wie Luzern. Es wurde 1195 als Männerkloster zu Ehren Marias und Urbans gegründet. Heute ist das für einen Laien kaum mehr nachvollziehbar, denn Kirche und Konventsgebäude erstrahlen seit 1711 in barocker Pracht. Das Kloster bewohnten nie mehr als 40 Mönche, was angesichts der Grösse der Anlage erstaunen mag. Dem Betrachter fallen noch weitere Besonderheiten ins Auge, zum Beispiel die zwei Türme der Kirche, die Figurennischen ohne Figuren und die Allgegenwart des Wappens der Glutz von Glutzheim. Türme darf es bei einer Zisterzienserkirche eigentlich nicht geben, ebenso übermässigen Prunk. In den Nischen standen daher nie Figuren, und die Fassade präsentierte sich seit jeher eher schlicht. Trotzdem schienen diese Vorschriften unvereinbar mit den Bedürfnissen der barocken Bauherren. Es widersprach dem Selbstverständnis des Abtes, eine Kirche ohne Türme und ganz ohne Schmuck zu bauen. Der Abt um 1711 war Malachias Glutz von Glutzheim, ein Solothurner Patrizier, der sich, gleich einem weltlichen Fürsten, ein Denkmal setzen wollte. Insbesondere die Kirche ist daher eine Mischung aus barockem Prunk und der Bescheidenheit der Zisterzienser, zwischen Gotteshaus und Fürstenpalais.

Das Kloster wurde von den umliegenden Adligen begünstigt. Im 16. Jahrhundert erhielt der Abt die Rechte eines Bischofs. Adelige Stifter und die reichen Güter des Klosters ermöglichten schliesslich den grosszügigen Umbau, der sich uns heute präsentiert.

Infolge des Sonderbundskrieges wurde das Kloster 1848 aufgelöst und diente ab 1873 dem Kanton Luzern als Psychiatrische Klinik. Heute gehört die Anlage zu 60 Prozent dem Bund und beherbergt ein Behindertenheim, Therapieräume und ein Museum.

Die Kirche ist das Werk des Vorarlberger Architekten Franz Beer. Die Basilika hat den Grundriss eines Doppelkreuzes, das Mittelschiff verjüngt sich gegen die Apsis hin, um einen längeren Bau vorzutäuschen. Die Wände und Decken sind mit Stuckmarmor verziert. Sie sind aber kaum bemalt und zeigen nur sehr wenige menschliche und tierische Motive. Einziger bemalter Teil der Decke sind drei Wappen im Zentrum, das der Zisterzienser, der Grafen von Willisau und der Glutz. Auf der Empore ist eine prächtige Bosshard-Orgel. Eine Orgel des berühmten Orgelbauers stand bis in die 50er-Jahre auch in Schwanden.

Die Kanzel ist späterer Bauart und im Auftrag des Abtes Augustinus Müller entstanden. Dieser liess seinen Namensvetter und die drei übrigen Kirchenväter mit ihren Attributen darstellen: Augustinus mit der Schöpfkelle, Gregor mit der Tiara der Päpste, Hieronimus als Kardinal und Ambrosius mit dem Bienenkorb, alle in der Gestalt verspielter Engel.

Der bedeutendste Teil des Kircheninnern ist aber das Chorgestühl von Johann Peter Fröhlicher, 1707 fertig gestellt. Jeder der 96 Sitze unterscheidet sich vom andern, die «geschnitzten Gemälde» zeichnen sich durch höchste Qualität aus. Ebenso bemerkenswert ist die jüngere Geschichte des Gestühls. 1848 wurde es für 6000 Franken nach Irland verkauft und kam dann in ein schottisches Schloss. In der Kathedrale von Westminster fand sich kein geeigneter Ort, um das grosse Werk einzubauen, sodass die Gottfried-Keller-Stiftung es 1911 für 50 000 Franken zurückkaufen konnte. Der Stiftung des Freischärlers Keller verdankt es der Sonderbundskanton Luzern also, dass einer seiner bedeutendsten Schätze heute wieder da ist, wo er hingehört.

Im Konventsgebäude befindet sich, ebenfalls von Beer gebaut, die Bibliothek des Klosters. Ihr Inneres lehnt sich stark an dasjenige der Kirche an. Die Bücher sind heute aber in den Magazinen der Kantonsbibliothek. Nur einige Bücher mit besonders schönem Rücken stehen noch in St. Urban, ungeachtet ihres Inhalts.

Alle zisterziensische Bescheidenheit hat man spätestens 1749 abgelegt, als man im zweiten Stock des Südtraktes den Festsaal ausbaute. An diesem Ort vergisst man ganz, dass man in einem Kloster ist. Nichts in diesem lichtdurchfluteten Prunksaal erinnert an Gebet und Arbeit. Verstärkt wird dieser Eindruck noch, wenn man im Parterre auf den Vorplatz hinausgeht: Man glaubt, einen Schlosshof zu überblicken.

Rolf Kamm